

Die Neue Welt.



Illustriertes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 16.]

[1876

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In Heften à 30 Pfennig.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Goldene und eiserne Ketten.

Erzählung aus schweren Tagen von C. Lübeck.

Es ist der Sommer 1843. Glühend heiß brennt die Sonne, und unter ihren sengenden Strahlen bleicht das frische Grün der Wiesen und verdorrt die kräftige Vegetation, welche die Höhenzüge des Riesengebirges bedeckt. Welt und matt blickt Alles in der Natur, nur die Menschen in den armen Dörfern des Gebirges klagen über Kälte, obgleich auch auf ihre Dächer die Sonne fast senkrecht fällt und in den Zimmern der Ofen, der als Herd dient, keinen Tag ohne Feuerung bleibt. Seit vielen Jahrzehnten schon herrscht in den schlesischen Weberbezirken ein trostloser, grauenhafter Winter, und kein Sommer in der Natur vermag ihn zu mildern. Die „Perle in der Krone Preußens“ hat ihren Glanz verloren und schreckliches Siechthum die arbeitssame Bevölkerung ergriffen, deren Fleiß Schlesien einst einen ruhmvollen Namen in allen Welttheilen erwarb.

Einer der armen Weberbezirke des Riesengebirges liegt vor uns. Verfallene Dörfer erheben sich aus den Thälern. Da ist kein Stall, kein Zaun, keine Hundehütte mehr, nicht einmal ein Schornstein auf den Dächern — Alles verwittert und verfallen, das Gebälk verfaut wie das Stroh, das seit einem halben Jahrhundert auf den Dächern liegt, ohne je erneuert worden zu sein. Zerlumpte, hohlhängige Gestalten beleben die Straßen, matt und kraftlos wanken sie dahin, und doch wird in diesen Dörfern rastlos gearbeitet, tagein, tagaus, vom frühen Morgen bis tief in die Nacht hinein. Jung und Alt sitzt hier bei der Arbeit, vom jarten Kinde bis zum Greise hinauf, keine Hand läßt der Hunger, der schreckliche Gast in den Peshöhlen, ruhen, keinen Augenblick die fruchtlose Arbeit unterbrechen. Immer wieder setzt er die ermattenden Arme in Bewegung und belebt die erblindenden Augen. Hungrig steht man des Morgens auf und hungrig sinkt man des Abends wieder auf das Lager nieder, und so geht es fort, Tag um Tag, jahrein, jahraus. Ein verlockendes Wüstenbild ist die Arbeit und ihr Lohn. Weiter und weiter ward die Last des Lebens geschleppt, Strauchelnde und Fallende rafften sich wieder auf, um weiter zu tammeln, und am Ziele der Wanderung die ewige, trostlose und höhnische Verwandlung! — an Stelle der Rettung die bleiche Gestalt des Hungers!

Keine Feder vermag die Kämpfe der Verzweiflung zu schil-

dern, die sich hinter den trüben Scheiben abspielen, Niemand die Thränen zu zählen, die auf die Weben fallen, und die Seufzer, Klagen und Flüche gegen Gott und Menschen, die mit hineingewebt sind in die Leinwand, welche allmonatlich die Dörfer verläßt und in die Städte wandert, wo von ihrem Verkaufe zahlreiche Händler ihr Auskommen finden.

Die Kriege der europäischen Dynasten gegen das freigewordene Volk in Frankreich versetzten der Leinenindustrie Schlesiens den ersten gewaltigen Stoß. Bei der ersten Erschütterung schon zeigte es sich, daß die Industrie auf ungesunder Grundlage ruhte. Paläste hatten die Händler von der Arbeit der Weber erbaut, diese aber waren arm und elend geblieben wie die zahlreichen Hilfsarbeiter, die ihnen zur Seite standen. Bei aller Arbeit hatten sie nicht mehr als ihr dürftiges Auskommen gefunden; doch war es noch Brauch gewesen, daß die Kaufleute „die Weber leben ließen“. Das hörte nun auf, und die hervorbrechende Noth führte zu Regungen wilder Verzweiflung, die sich gegen die reich gewordenen Händler richteten. Mit den Bajonetten, den unfehlbaren Beruhigungsmitteln der Könige, wurden die Ausschreitungen erstickt, der Noth selbst wurde nicht gesteuert. Mit Riesenschritten eilte von da ab die Industrie ihrem Verfall entgegen; die Kontinentalsperre, die englische Maschinen-Konkurrenz und die hermetische Abschließung Rußlands durch den Schirmvogt der heiligen Allianz, den Kaiser Alexander, vollendeten das Werk der Zerstörung.

Tief drückten die Händler die Löhne und Preise herab, um der englischen Konkurrenz zu begegnen und die alten reichen Einkünfte aus dem Fleiße der Arbeiter sich noch weiter zu sichern. Lawinenartig schwall die Noth an, von Jahr zu Jahr schrecklichere Formen annehmend. Höher und höher thürmten die Wogen sich, Tausende gingen darin zu Grunde, lange aber währte es, ehe der Staat seiner Pflicht sich erinnerte und zu helfen versuchte. Unter dem Staatskanzler Hardenberg machte er einen Anfang, die Leinenindustrie staatlich zu organisiren; er eröffnete Fabriken und beschäftigte viele brotlose Arbeiter. War auch dieser Versuch des Staates vom glänzendsten Erfolge gekrönt, so wurde doch Schlesien bald wieder seinem schrecklichen Schicksale preisgegeben, höhere

Staatsinteressen, Demagogenriecherei und andere hochwichtige Arbeiten traten in den Vordergrund. Das zur Unterstützung der Hungernden im Auftrage des Staats angekaufte Mehl verbrauchte das Militär, in Breslau erstanden prächtige Kasernen, und die Industriebevölkerung hungerte und darbt wieder wie vorher.

Auf den Thron Preussens ist Friedrich Wilhelm IV. gestiegen; er träumte den Herrschaftstraum jedes neuen Monarchen. Was in der Tiefe des Volks vorgeht, das sieht er nicht und begreift er nicht. Für das Winseln der Verzweifelnden, das nur abgeschwächt an sein Ohr tritt, hat er nach Väterweise nur Almosen, Tropfen, die auf einen glühendheißen Stein fallen und spurlos verschwinden.

Zu schrecklicher Höhe ist das Elend entwickelt; gewerbtätige Dörfer sterben aus, und ein Geschlecht von Krüppeln wächst heran. Grauenhaftes nur kann die Zukunft bringen.

* * *

Auf einem der Abhänge des Gebirges thront das Schloß Falkenberg, ein düsterer mittelalterlicher Bau mit hohen Mauern und stolzen Thürmen, die weit hinaus ins Land blicken. Dunkle Nadelholzwälder steigen aus den Thälern zu seinen Füßen fast bis zu den Mauern empor und heben das Schloß scharf ab von dem im Hintergrunde emporstrebenden kahlen Hauptgebirge.

Es ist kein freundlicher Eindruck, den das Schloß auf den Wanderer macht. Der finstere Charakter, den der alte Bau trägt, läßt ihn mit harten, selbstsüchtigen Menschen bevölkern und unwillkürlich tritt die alte Zeit des Raubritterthums mit ihren Schrecken und ihrer Barbarei in die Erinnerung. Schreiend ist der Gegensatz, den es zu dem grauenhaften Verfall und der Armuth bildet, die es umgeben. Ein greller Mißton in einem tief ergreifenden Bilde ist es, und wie eine Verhöhnung des bitteren Elends erscheint es, das in den armseligen Dörfern wohnt. Derartiger Herrensitz gibt es gar viele im Lande, und ihren stolzen Bewohnern ist das Landvolk fast ausnahmslos zins- und dienstpflichtig, ihnen muß die Armuth für die papierne Freiheit, deren sie sich erfreut, einen schrecklichen Zoll entrichten.

Etwas eine halbe Stunde von Schloß Falkenberg entfernt, liegt, aus einem Thale aufsteigend, das Dorf Walbau. Es zieht sich über eine Viertelstunde lang an einem Bache hin, der im Augenblicke versiegt ist. Im Thale liegen die Häuser dichter zusammen, im oberen Theile sind sie dünner gesät, sie lehnen sich an die Berge oder kleben Schwalbennestern gleich an den Gipfeln. Es ist arm und elend, wie die anderen Dörfer im Lande, doch ist die Noth auf den Höhen größer als im Thale, wo sich noch hie und da die Spuren von Ackerbau zeigen.

Im Osten steigt der junge Tag empor und erleuchtet die Spizen der Berge. Ueberall beginnt das Leben zu erwachen und auch im Dorfe regt es sich plötzlich geschäftig. Einzelne Thüren öffnen sich und Männer verlassen die Häuser, meist zerlumpfte Gestalten mit abgekehrten, hohlhängigen Gesichtern, faß- und kraftlos; nur wenige fallen durch einen kräftigeren Körperbau auf. Auf dem Plage in der Mitte des Dorfes sammeln sie sich. Man begrüßt einander, als hätte man sich monate- oder jahrelang nicht gesehen, und erkundigt sich theilnehmend nach allen Vorgängen in den Familien, nach der Arbeit und den Lebensmitteln, ganz so, als ob man mit Menschen aus einem andern Dorfe zusammenkäme. Und überall finden die Fragen die gleiche Antwort, stummes Achselzucken, Seufzer und Klagen, hie und da auch feuchte Augen oder Flüche. Vom Schlosse trägt der Morgenwind den Schall der Uhr herüber; es schlägt vier, und die Blicke der Weber richten sich finster nach dem stolzen Gebäude, dessen Fenster vom Morgenlichte vergoldet werden, und keinen unter ihnen gibt es, der in diesem Augenblick nicht Vergleiche anstellt zwischen dem Glück in der Höhe und dem Elende hier unten im Thale.

Am vorausgegangenen Abende war ein Wirthschaftsbeamter des Grafen im Dorfe erschienen und hatte die arbeitspflichtigen Weber für den nächsten Morgen um fünf ins Schloß beschieden; wohl murrten sie über den Auftrag, denn die Frohnarbeit im Schlosse führte zur Verkürzung der Hungerarbeit in den Hütten;

doch waren die Pflichtigen zahlreich auf dem Sammelplatze erschienen, zu schwerer, ungewohnter Arbeit bereit. Jede Arbeitsverweigerung wurde vom Grafen mit dem Verkaufe des Grundstücks bestraft, auf dem die Zins- und Arbeitspflicht eingetragen war.

Ein alter Mann mit grauem Haar und Bart und einem freundlichen und friedlichen Gesicht löst sich aus dem Haufen. Es ist der Weber Ehrenfried Neumann, der Älteste von ihnen, den jedes Kind im Dorfe kennt und der seit langer Zeit schon den Webern als Führer gilt. Prüfend gleiten seine Blicke über die Genossen, deren Unterhaltung verstummt.

„Sind wir Alle beisammen, Freunde?“ frug er.

Mit einem „Ja!“ antworteten die Meisten. „Hans Egler fehlt noch!“ riefen Einige; „auch Börg ist nicht da!“ sagten Andere.

Neumann schaute kopsnickend ins Dorf zurück; an einer düstern Hütte, etwas weiter unterhalb, blieben seine Blicke haften. „Ein Kind ist dem Egler wieder gestorben,“ sagte er; „da wird er noch zu thun haben, es soll jetzt beerdigt werden; ein anderes hängt zwischen Leben und Sterben — ist ein Unglück mit ihm!“

„Hat sich immer rechtschaffen gemüht,“ sagte ein alter Weber.

„Hilft heutzutage Alles nichts,“ rief ein Anderer, „es wird immer ärger mit uns.“

„Und die arme Frau!“ sagte Neumann wieder. „Was hat die Alles aushalten müssen. Daß die Marthe bei allem Leid noch aufrecht ist, das hat mich schon manches Mal gewundert.“

„Was ist denn eigentlich aus dem Konrad Büttner geworden?“ fragte ein Weber. „Er soll ja nach Rußland gegangen sein.“

„Er ist verschollen, Niemand weiß etwas von ihm,“ antwortete Neumann. „Die Marthe hat auch schon alle Hoffnung aufgegeben, daß er wiederkommt. — Aber, wollen wir gehen, oder noch ein wenig auf Egler warten?“

„Wir wollen warten!“ rief man von verschiedenen Seiten.

„So warten wir noch!“ sagte Neumann.

Während die Weber draußen harrten, wald erschütternder Abschied, den sie in der Hütte von dem todtten Kinde nehmen! Da liegt auf dem Marterbette, auf faulem Stroh und Lumpen, Frau Egler, eine gramvolle Unglücksgehalt, die Augen voller Thränen, die dünnen knochigen Hände verzweifelt ringend. Auf dem Tische in der Mitte des Zimmers steht der schwarze, unheimliche Sarg, der eins der Kleinode hinausführen soll, das die düstern Wände bargen, das dem Herzen der Mutter viel bittere Thränen des Kummers erpreßte und doch wie goldener Sonnenschein in die schwarze Nacht des Grams fiel, und das sie erfreute und der unruhig flackernden Flamme des Lebens immer wieder neue Nahrung zuführte. Wie die Hammerschläge sie erschüttern, welche für immer den Sarg verschließen, wie sie bei jedem Schläge erbebt und matt aufs Lager zurücksinkt, als die dröhnenden Schläge verstummen!

Neben dem Sarge steht Hans Egler, die Augen klagend und grollend auf den Sarg gerichtet, die Lippen fest aufeinandergepreßt, eine finstere Wolke auf der breiten, tief gefurchten Stirn. An seiner Seite befindet sich seine Tochter Marthe, eine zarte Mädchengestalt mit großen ausdrucksvollen Augen unter einer sanft gewölbten schönen Stirn, welche ein reicher Schmuck von blondem Haar umrahmt. Einer Blume des Frühlings gleicht sie, die der Herbst geküßt, noch ehe der Sommer sie begrüßt. Wie lange noch, dann ist der Frühlingshauch, der ihre Wangen schmückt, erloschen und die Rose der Armuth, die ohne Licht und Luft dem harten Boden des Elends entfliegen, entblättert und gestorben! So spricht es aus diesem Gesichte mit den kahlen Lippen und den weinenden Augen, die wie die des Vaters auf den Sarg gerichtet sind, der den Liebling aufgenommen, den sie mit treuer Hand, mit zärtlicher Liebe gepflegt. Einen Kranz hat sie auf den Deckel des Sarges gelegt und das Licht des neuen Morgens blickt durch das trübe Fenster und fällt auf den Sarg und umspielt den Kranz, den letzten Abschiedsgruß, den das todtte Kind mit hinabnimmt in die stille Gruft. Er fällt auf Frau Egler's Bett und küßt das lockige Haupt des Knaben, der halb-nackt auf ihrem Bette sitzt, die Augen halb geschlossen, ein Pächeln

auf den Lippen. Obgleich zehn Sommer an diesem Kinde vorübergezogen, hat sein Geist doch nie an ihrem lebenerweckenden Licht sich erfreut. Die blödsinnigen Kinder zählen nach Hunderten in den armen Dörfern, und früh schon hat das Leben den todigen Knaben eingereicht in das große geistlose Gefolge des Hungers. Lebensmüde neigt er das Haupt und sein Lächeln begrüßt den ersten Fährmann, der auch an sein Lager getreten, um ihn hinüber zu schiffen ins Reich der Ruhe.

Und nun ist Alles vollendet, und die Nachbarn, welche den Sarg zum Friedhofe bringen wollen, verrichten ein letztes Gebet und von neuem fährt Frau Egler empor und ringt die Hände und weint und schluchzt, und auch Egler preßt krampfhaft seine Hände zusammen und gewaltsam kämpft er gegen die Thränen an, die in seine Augen sich drängen. Martha aber ist am Bette der Mutter niedergesunken und birgt dort die thränenden Augen.

Welch ergreifendes Bild, diese Menschen in dem schrecklichen Raume, in den man kein Thier sperren möchte! Die dunklen feuchten Wände, die zusammenbrechende Decke — dazu der schwarze Sarg! Einer Grabkammer gleicht die Wohnung, und was sind sie auch viel mehr die Gestalten, die sie bevölkern, als Todte, wenn auch das Leben in ihrem Innern sich regt und gankelnde Bilder der Hoffnung die trüben Augen beleben, oder die Liebe ihnen bittere Thränen entpreßt.

Jetzt schlingen sie noch Stricke um den Sarg, um ihn besser tragen zu können; wie ihr rauhes Rasseln sie Alle erschreckt und zusammenfahren läßt!

Am Fenster huscht ein Schatten vorbei, ein leichter Schritt ertönt im Flur, die Thür öffnet sich und ein junges Mädchen mit einem Kranze in der Hand tritt ein. Stumm legt sie ihn auf den Sarg, dann tritt sie auf Martha zu und beide Mädchen umarmen sich.

Die Eingetretene ist Marie Köhler, die Tochter einer in der Nachbarschaft wohnenden Wittwe, eine Jugendgefährtin Martha's, in gleichem Alter mit ihr, doch ungleich frischer als sie.

Nun gehen die Männer mit dem Sarge hinaus und Martha begleitet sie mit ihrer Freundin bis zur Straße. Soweit sie vermögen, geben sie ihnen mit ihren Blicken das Geleite. Hans Egler aber war im Zimmer zurückgeblieben und starrte immer noch auf die Stelle, wo der Sarg gestanden; dann fuhr er plötzlich zusammen und trat an das Lager seiner Frau. Er neigte sich über den Knaben und preßte einen Kuß auf seine marmorbleiche Stirn; dabei blickte er ihn an mit tiefem Schmerz. Seine Hand fuhr über das todige Haar und das Kind lächelte dabei, als ob es die Hand kenne, die lieblosend es berührte. Wieder neigte Egler sich nieder und küßte es, darauf trat er zu seiner Frau und streckte ihr beide Hände entgegen. Kein Wort kam dabei über seine Lippen, aber seine Augen, der Druck seiner Hände gaben ihr mehr als Worte Kunde von den Gefühlen, die ihn bewegten und dem Mitgefühl, das er für ihr eigenes unsägliches Leid empfand. Dann wandte er sich ab, ergriff seinen Hut und ging hastig hinaus. Als er Martha erblickte, blieb er stehen.

„Sorge für sie, Martha,“ sagte er mit zitternder Stimme, auf das Zimmer deutend, das er soeben verlassen.

Martha nickte nur mit dem Kopfe. Er preßte sie an sich und eilte dann mit stummem Gruß an Marie Köhler vorüber die Straße hinauf, wo die Weber seiner harnten.

„Da kommt Egler!“ riefen mehrere von ihnen, und Neumann kam ihm, die herzlichste Theilnahme im Gesichte, entgegen.

Sie schüttelten einander die Hände.

„Ist wieder ein Zweig vom Baum gefallen!“ sagte Egler, schmerzlich den Kopf neigend. „Auch der Fritz will nun zur Ruhe gehen.“

„Gönnen wir sie ihm, Egler,“ antwortete Neumann. „Lohnt sich denn dieses Leben?“

„Es ist wahr, nur zu wahr. Man sollte nicht murren, man sollte nicht klagen — aber wer kann gleichgültig bleiben, wenn Einem das Letzte entrissen wird, woran noch Herz und Auge eine Freude hatte!“

„Ich begreife es, Egler, — aber nur wieder Muth gefaßt! Bleibt dir nicht noch Martha? Ist sie dir nicht ein wahrer Schatz?“

„Gewiß, gewiß, Neumann,“ antwortete Egler seufzend, „aber wie lange wird's dauern! Daß Büttner nicht wiederkehrt, das nagt wie ein Wurm an ihrem Leben, und die Arbeit, die Arbeit!“

Sie standen bei den Webern, die Egler umdrängten und ihm die Hände schüttelten. Es gab eine Zeit, in der seine Thatkraft Allen als leuchtendes Beispiel gedient; so kannte ihn auch Jeder und in eines Jeden Brust lebte für ihn noch warme Theilnahme.

„Laßt uns aufbrechen, Freunde!“ rief Neumann jetzt, und im nächsten Augenblick setzte der Zug sich in Bewegung. Neumann hatte sich zu Egler gesetzt.

„Der Gang fällt mir recht schwer,“ sagte Egler mit leiser Stimme. „Das Blut steigt mir immer zu Kopf, wenn ich an die Schurken denke, die da schwelgerisch in den Tag hinein leben . . .“

„Still, still, Egler,“ unterbrach ihn Neumann. „Und wenn wir oben sind, dann beherrsche dich! Denke an die Genossen; es könnte leicht Unglück geben.“

„Daß wir immer still sind, das ist unser Unglück!“ antwortete Egler, während es in seinen Augen zornig aufleuchtete. „Weil sie es oben gewöhnt sind, daß wir Alles stumm hinunterschlucken, glauben sie, uns auch den letzten Lumpen nehmen und den letzten Blutstropfen auspressen zu können.“

„Denke an die Genossen!“ bat Neumann wieder.

„Uns drückt der gleiche Schuh,“ entgegnete Egler. „Ich ereifere mich nicht meinethalben allein! Aber ich werde mich mähsigen,“ fügte er hinzu, „seid unbesorgt!“

Das letzte Haus im Dorfe hebt sich von den andern etwas durch sein weniger verfallenes Aeußere ab. Hier und da treten Reparaturen hervor, und die kleinen Fenster sind mit Läden versehen.

Das Haus gehört dem Weber Jörg, dessen Fehlen bereits in der Dorfstraße bemerkt wurde. Beim Auftauchen des Hauses erinnerte man sich wieder seiner; doch ohne Verzug, mit einer gewissen Eile in den Gesichtern, ging es vorüber, und nicht eine Stimme fand sich, die zum Abholen Jörg's gemahnt hätte. Erst als man das Haus im Rücken hatte, sprach man von ihm.

„Laßt ihn, laßt ihn,“ drängte Neumann, „der Faulenzer ist die Worte nicht werth, die wir über ihn verlieren.“

„Wovon er nur leben mag?“ fragt ein neben Neumann Gehender, „die Wildddieberei allein kann ihn doch nicht ernähren.“

„Warum nicht, wenn ihm so viel durch die Finger gesehen wird?“ antwortete Neumann. „Um einen vom Winde abgebrochenen Ast halten sie im Dorfe Hausfuchungen, zum Jörg aber, von dem man weiß, daß er alle Nächte im Walde liegt, kommt Niemand, und ohne daß sich Jemand darum kümmert, kann er das Bild in der Stadt verkaufen.“

„Die Nachsicht hat er sich reichlich verdient,“ rief Egler finster aus; „Niemand als er hat uns um die Papiere gebracht. Das Blut steigt mir immer zum Kopf, wenn ich von dem Menschen sprechen höre oder ihn gar erblicke. Wie ich ihm nur so blindlings vertrauen konnte!“

Sie hatten die Höhe des Berges erreicht. Oben theilt sich der Weg. Die Hauptstraße läuft eine Strecke weit auf dem Kamm des Höhenzuges hin und wendet sich dann, bald steigend, bald fallend, der österreichischen Grenze zu. Ein Zweig führte in das waldige Thal, welches die Bergkette vom Schloßberge trennt, ein anderer wendet sich nordwärts nach dem Dorfe Schönenberg und dem oberhalb desselben liegenden Schlosse Rabenberg. Der muldenartige Wald greift zum Theil auch über den Rand des Berges hinweg, auf dem der Weg sich kreuzt. Auf seinem Gipfel steht noch eine Gruppe hohen Nadelholzes, daran schließt sich niedrige Schonung und umrahmt im Halbkreise eine hart an der Wegscheide liegende Rasenbank. Von dieser Stelle aus genießt man einen weiten Blick in die Ebene, die in malerischer Färbung am Fuße der Bergkette sich ausdehnt.

(Fortsetzung folgt.)

Sozialdemokratie und Arbeiterleben in der Thierwelt.

Von Dr. Ludwig Büchner.

(Verfasser von „Kraft und Stoff“.)

(Fortsetzung.)

Das äußere oder auswärtige Departement umfaßt das bekannte Geschäft des Honigeinsammelns, wobei der Honig oder Blumenfaß im Kropf oder in einer Erweiterung der Speiseröhre untergebracht, das aus zusammengesetztem Blumenstaub bestehende sog. Bienenbrot dagegen in den Schaufeln der Hinterbeine aufgehäuft und in der Form klumpiger Ballen als sog. Höschchen

hereingebracht wird. Im Innern des Stocks angekommen, werfen die fleißigen Arbeiter ihre innere und äußere Last alsbald ab, um augenblicklich wieder zu dem Geschäft des Einsammelns zurückzukehren, während, wie schon erzählt, die eingebrachten Vorräthe von den Kameraden im Innern zweckmäßig vertheilt und weiter verarbeitet werden. Wunderbarer Weise entsteht während des



Lassalle's Grabmal zu Breslau. (Originalzeichnung.)

Aus- und Einfliegens trotz der großen Menge von Arbeitern niemals das geringste Gedränge oder die geringste Unordnung, was man entweder daraus erklären kann, daß jede Schaar von besonderen, die Ordnung aufrechterhaltenden Führern oder Anführern geleitet wird, oder daraus, daß die am Eingange des Stockes wachhaltenden Bienen, welche jeden unbefugten Eindringling abzuwehren haben, auch Ordnung in die ein- und ausfliegenden Schaaren bringen. Soviel ist gewiß, daß diese Wächter oder Aufseher ein sehr wichtiges Amt und zugleich die Aufgabe haben, alle von außen kommenden Nachrichten in das Innere des Stockes weiter zu befördern. Sie besitzen dafür verschiedene Ton-

biegungen in ihrer durch die Luftlöcher der Brust und des Hinterleibs erzeugten Stimme, von denen jede eine besondere Bedeutung hat. Sobald eine Biene mit einer wichtigen Neuigkeit ankommt, wird sie sofort umringt, stößt zwei oder drei schrille Töne aus und berührt eine Genossin mit den langen, biegsamen und sehr empfindlichen Tasten oder Fühlern, welche aus nicht weniger als zwölf Gelenken bestehen. Die Genossin gibt die Nachricht sofort auf dieselbe Art weiter und im Nu ist die Neuigkeit durch den ganzen Stock verbreitet. Natürlich empfängt das Oberhaupt des Staates oder die Königin vor Allen die Nachricht. Ist diese angenehm oder betrifft sie z. B. die Entdeckung eines Zuder-

vorrathes, eines blühenden Feldes oder dergleichen, so bleibt die Königin ganz ruhig. Dagegen geräth sie in große Aufregung, wenn die Nachricht einer drohenden Gefahr einläuft oder wenn z. B. ein fremdes Thier in den Stock eingedrungen ist, wie dieses nicht selten durch Mäuse, Schnecken, große Schmetterlinge u. s. w., aber auch durch Ameisen geschieht.

Höchst interessant ist das Benehmen der sog. Lüsterinnen, welche dafür zu sorgen haben, daß die Luft im Innern des Stockes erneuert, und die bisweilen auf einen sehr hohen Grad steigende Temperatur oder Wärme in demselben abgekühlt wird. Die Bienen, welche dieses Geschäft zu besorgen haben, vertheilen sich reihenweise und etagenförmig in bestimmter Ordnung durch den ganzen Korb und werfen sich nun durch rasches Bewegen ihrer Flügel kleine Luftschichten derart einander zu, daß ein kräftiger Luftstrom oder Luftwechsel durch alle Räume der Wohnung hindurch erzielt wird.

Dieses, sowie das stete Reinhalten des Innern ist eine Hauptbedingung des Gedeihens einer Kolonie, weil durch die verdorbene Luft und schlechte Ausdünstungen rasch ruhrartige Krankheiten entstehen, welche oft die ganze Gesellschaft in kürzester Frist dahinraffen. Namentlich leicht geschieht dieses im Winter, wenn einzelne schöne Tage die Bienen zum vorzeitigen Verlassen des Stockes veranlassen, und die darauf folgende schlechte Witterung sie wieder für längere Zeit in den Stock zurücktreibt.

Wunderbar schön schildert der große Dichter Shakespeare dieses so wohl geordnete Leben und Treiben des Bienenstaates, indem er in seinem Drama „Heinrich der Fünfte“ den Erzbischof von Canterbury, allerdings vom Standpunkte des absolutistisch gesinnten Kirchenfürsten aus, Folgendes sagen läßt:

— Sehr wahr! Deswegen theilet auch der Himmel
Den Menschen zu verschiedenen Beruf,
Und schreibt der Arbeit vor beständ'gen Gang,
Deß Ziel und letzter Zweck Gehorsam heißt. —
Denn gleicherweise thut die Honigbienen —
Geschöpfe, die durch ein Naturgesetz
Uns lehren, wie ein großes Königreich
In Fucht und Ordnung seine Bürger hält.
Sie haben eine Königin und Beamte;
Die Einen halten Ordnung in dem Haus,
Wie Obrigkeit der Menschen; doch die Andern
Betreiben Handel auswärts, gleich geschickten
Kaufleuten; wieder Andre, die bewehrt
Mit scharfem Stachel, plündern, gleich Soldaten,
Des Sommers sammetweichen Blumenflor
Und bringen, fröhlich summend, ihre Beute
Nach Hause zu dem Zelt der Herrscherin!
Doch diese wacht in stolzer Majestät
Ob ihrem Volk. Die Einen bauen singend
Ihr goldne Dächer, während Andre ihr,
Gleich stillen Bürgern, Brot und Honig kneten.
Die armen Tagelöhner drängen sich
Mit schwerer Last zum engen Thor herein,

Indeß gestrenge Richter, mürrisch summend,
Die gähnende und faule Drohne liefern
In bleicher Henker Hand! — Darans nun schließ' ich,
Daß viele Dinge, die dasselbe Ziel
Verfolgen, doch verschieden wirken können,
Gleich Pfeilen, die, verschiedene Wege kommend,
Nach einem Ziele fliegen.“ — *)

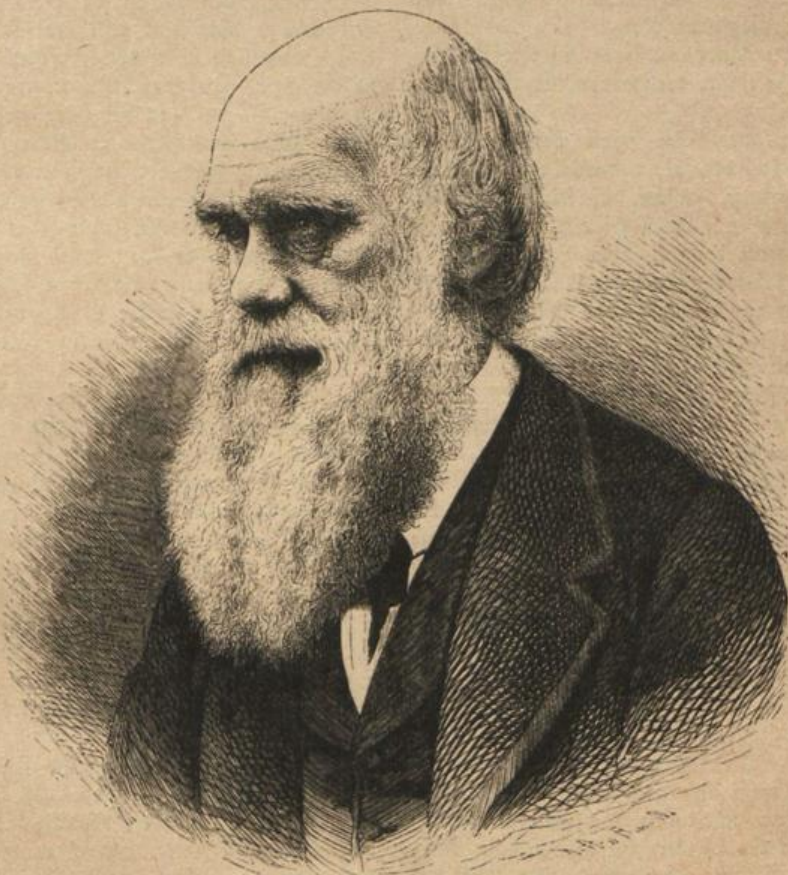
Man hat den Bienenstaat oft als das Ideal oder Muster eines sog. konstitutionell-monarchischen Regierungssystems hingestellt, also desjenigen Systems, welches gegenwärtig in den meisten europäischen Staaten herrschend ist und von den Einen als höchstes politisches Ideal, von den Andern aber als eine große politische Lüge angesehen wird. Auch hat schon im Anfang des vorigen Jahrhunderts der Franzose Mandeville in seiner berühmten oder berühmten „Bienen-Fabel“ die Staatsverfassung der Bienen als Vorbild für menschliche Staats-Einrichtungen aufzustellen versucht, wenn auch in sehr übertriebener Weise.

In der That besteht insofern eine nicht geringe Aehnlichkeit zwischen der Bienenverfassung und dem konstitutionell-monarchischen System, als die Bienen, wie es scheint, auf die Person ihrer Königin so gut wie gar kein Gewicht legen und vollständig zufrieden sind, wenn sie nur überhaupt eine solche besitzen. Sie wechseln daher die Herrschaft rasch und leicht und huldigen ganz und gar dem bekannten Wahlspruch des konstitutionellen Königthums: Le roi est mort — vive le roi! (Der König ist todt — es lebe der König!) Auch huldigt ein weisloser oder seiner Königin beraubter Stock alsbald einer neuen, ihm zugeführten Königin ebenso, wie ihrer Vorgängerin, während ein Stock, der längere Zeit weislos bleibt, der Faulheit und Lüderlichkeit verfällt und früher oder später

zu Grunde geht. So bildet zwar die Königin, da sich Alles um sie dreht, den eigentlichen Mittelpunkt und Halt des Staats, aber ohne in den Gang und die Geschichte desselben irgendwie persönlich einzugreifen, und sie erscheint in Wirklichkeit und ganz entsprechend dem konstitutionellen Gedanken als Dasjenige, was bekanntlich Napoleon der Erste nicht sein zu wollen erklärte, als ihm Sienes seinen berühmten Verfassungs-Entwurf vorlegte, nämlich „das Mastschwein der Nation“. Auch bildet die Königin in der Einfachheit und Einförmigkeit ihrer Beschäftigung und durch die Art von halber Gefangenschaft, in der sie gehalten wird, einen offenbaren Gegensatz zu ihren geistig und körperlich so überaus geweckten und beweglichen Unterthanen, so daß man hier, wie dieses ja auch so oft bei den Menschen der Fall ist, sagen kann, daß die Dummheit über den Verstand herrsche.

(Schluß folgt.)

*) Nach eigener Uebersetzung.



Darwin. (Siehe Seite 144.)

Ein belohnter Dienst.

Von E. K.

(Schluß.)

Es war jetzt drei Uhr Morgens am ersten Weihnachtsfeiertage. Der mit sich selbst zufriedene Wagenmeister ging vergnügt in sein Wohnstübchen. Hier angekommen, nahm er eine Rolle Gold aus der Tasche und verschloß dieselbe in ein kleines Spind, vor sich himmelmelnd:

„Doch ein Nothpennig, wenn ich den Dienst verlieren sollte; ich kann nun den Kindern auch eine kleine Weihnachtsfreude machen. Ich mochte gestern gar nicht nach Hause gehen, um die betrübten Gesichter nur nicht sehen zu müssen. Alles freut sich an diesem Abend, nur der Arme fühlt seine Armuth doppelt — zehn Kinder und zweihundert Thaler das Jahr! — Ein Rechenexempel, das wahrhaftig kein Geheimer Rath löst!“

Jetzt warf er sich auf ein Bett und war bald entschlafen, ruhig den Ereignissen entgegensehend, welche der Morgen bringen mußte.

Der Reisende war — wie der Leser schon weiß — in der That der Minister von Stein, der, als der König von Preußen von den Feinden vertrieben wurde, diesem auf seinen ausdrücklichen Wunsch nicht gefolgt war, um durch seine Anwesenheit und sein Ansehen vielleicht manches Unglück vom Lande ablenken, manchen Druck erleichtern zu können. Er hatte Alles aufgegeben, um diesen Zweck zu erfüllen und zugleich den Muth und die Hoffnung des Volkes auf eine bessere Zukunft aufrecht zu erhalten. Viel Segen ruhte auf seinen Handlungen. Jedoch erregte sein umfassender, kräftiger Geist bald das Mißtrauen Napoleon's, und er war schon lange von Spähern umgeben und seine Verhaftung beim ersten Anlaß beschlossene Sache. Die Veranlassung hatte sich geboten, als der Minister mehrere Tage hindurch einen Flüchtling in seinem Hause verborgen gehalten und dann demselben die Mittel zur weiteren Flucht beschafft hatte. Durch einen Zufall war er zeitig genug in Kenntniß gesetzt worden, um noch am Abend, ehe er verhaftet werden sollte, mit einem auf fremden Namen ausgestellten Passe, in der Verkleidung eines Dieners, die Hauptstadt verlassen zu können. So sehen wir ihn als Flüchtling in P... durch den biederen Wagenmeister seinen Verfolgern entrisen, und nach wenigen Wochen war es Vielen freudige Gewißheit, daß er glücklich entkommen und ein sicheres Asyl erreicht habe. —

In der Zeit, während welcher sich das Alles in P... ereignete und sich jetzt Jeder dem stärkenden Schlummer überließ, saßen in dem Hohlwege bei K... vier Gensdarmen in einem Wagen ohne Pferde. Der Postillon war nach P... geritten, und die zurückgelassenen Pferde hatte ein Bauer nach seinem Gehört geführt, wo sie der Postillon später abholte. Beide überließen die nicht beliebten Reisenden ihrem Schicksal.

Als der Wagen nicht mehr fortkam, würde es den Gensdarmen noch möglich gewesen sein, ihn zu verlassen und P... zu Fuß, natürlich mit einiger Anstrengung, zu erreichen; sie würden auch die Verfolgten noch gefunden haben. Jetzt war ihnen dies nicht mehr möglich; denn wie der Postillon vorhergesagt, war der Wagen nach Verlauf einer Viertelstunde vollständig vom Schneesturm verweht, so daß nicht nur keine Spur vom Wagen zu sehen, sondern auch der Hohlweg so vollständig ausgefüllt war, daß das ganze Terrain einer Ebene glich. So hatte sich die Bequemlichkeit der Herren doppelt hart gefraßt: der Flüchtling war ihnen entronnen, und sie saßen nicht nur in einer höchst bedenklichen Klemme, sondern hatten obendrein, wenn sie endlich erlöst waren, eine beschwerliche Verfolgung fortzusetzen.

Unser Wagenmeister hatte Wort gehalten. Er schlief ruhig bis sechs Uhr, und nun erst begab er sich zum Postmeister und zeigte ihm an, daß soeben der Postillon Heinrich gemeldet habe, es liege ein Reisewagen im Hohlwege bei K...; der Postillon sei gleich wieder zurückgeritten, um die nahen Dorfschaften anzubieten.

„Ach habe heute so unruhig geschlafen — wahrscheinlich in

Folge des Thees, den mir meine Wirthschafterin noch spät bereitete — und Sie hätten mich wohl noch eine Stunde ruhen lassen können. Doch, was ist nun zu machen? — Sind die Fremden schon fort?“

„Ja, um 3 Uhr. — Niklas kam um 12 Uhr zurück, hat dann gefüttert und ist abgefahren. Jetzt ist es zwischen sechs und sieben.“

„Sind jetzt noch mehr Pferde zurückgekommen und vielleicht welche abgefüttert?“

„Alle Ställe sind fast voll! Aber kein Postillon will anspannen, um den Wagen zu holen. Der am längsten zu Hause ist, verlangt mindestens noch zwei Stunden Ruhe für seine Pferde.“

„Ordentliche Leute das! Gehen Sie jetzt zum Bürgermeister, daß er Leute mit Schaufeln u. requirirt und hinausfährt; und wenn der Wagen und der Weg frei sind, soll man einen Boten hereinschicken nach Pferden. Haben Sie mich verstanden?“

„Genau!“ sagte der Wagenmeister und ging zum Bürgermeister, um die Bestellung wörtlich auszurichten.

Dem Bürgermeister kam aber die Sache ungelegen, dem Amtsdienner auch, der noch müde war vom Abend vorher, während dessen er die ganze Stadt vergebens nach Pferden durchsucht hatte, und so wurde die Sache von allen Seiten so lässig betrieben, daß es elf Uhr schlug, als die Gensdarmen endlich in P... ankamen.

Jetzt brach das Ungewitter herein, das sich über Post und Magistrat zusammengezogen hatte.

Das erste Wort war eine Frage nach den letzten Reisenden, und als die Gensdarmen hörten, daß dieselben schon um 3 Uhr Morgens expedirt seien, brach ein Sturm von Flüchen los. Während nun frische Pferde vorgelegt wurden, wobei der Wagenmeister zur größten Eile antrieb, war auch der Bürgermeister herbeigeholt worden, und es begann eine kurze summarische Untersuchung durch den Offizier des Kommandos. Niemand zitterte mehr als der kleine Secretair. Bei jeder Bewegung eines Gensdarmen fuhr er bald nach dieser, bald nach jener Seite, als ob er irgendwelchen nach ihm geführten Streichen hätte ausweichen wollen.

Indessen grade durch seine Furchtsamkeit lenkte er die Gefahr ab. So erbittert die Gensdarmen auch waren, machte sie doch die Gelentigkeit des Kleinen lachen, und es entstand ein allgemeines Gelächter, als einer derselben den Säbel zog und eine drohende Geberde gegen ihn annahm. Diese Heiterkeit trug viel dazu bei, der ganzen Scene für den Augenblick ein Ende zu machen, umsomehr, als sich für jetzt weiter nichts feststellen ließ, weil alle Schuld auf den abwesenden Postillon Heinrich geschoben wurde, und der Einzige, der das Räthsel zu lösen im Stande gewesen wäre, viel Ursache hatte, es nicht nur nicht zu lösen, sondern die Sache nach Möglichkeit zu verwickeln. Die Gensdarmen gaben daher vorläufig jede Maßregel auf und bestiegen unter Drohungen den Wagen, um die Verfolgung fortzusetzen, von der sie sich immer noch ein günstiges Resultat versprachen, da sie Reklamationen für das benachbarte Ausland mit sich führten, welche die Verhaftung und Auslieferung des Ministers, wenn er nur erst erreicht war, außer Zweifel setzten.

Wir dürfen daher nicht erst darauf aufmerksam machen, wie wichtig es unter diesen Umständen war, daß derselbe eine andere StraÙe eingeschlagen hatte. Der vorsichtige Wagenmeister hatte seine Dispositionen gut getroffen; denn ungeachtet des bedeutenden Vorsprungs von über acht Stunden, den die flüchtigen Reisenden jetzt hatten, würden sie auf der StraÙe nach B... wahrscheinlich dennoch schon an den Bergabhängen hinter B... erreicht worden sein, die grade um diese Zeit während dreier Tage unpassierbar waren.

Die Gensdarmen wurden allerdings schon auf der nächsten Station inne, daß sie in P... auf eine falsche Spur geleitet

worden seien; doch ist es nicht bekannt, ob und auf welche Weise sie die Verfolgung fortsetzten; so viel ist nur gewiß, daß es vergebens war, wenn sie es thaten.

In P... schwebte man lange — namentlich wegen des Wagenmeisters — in Besorgniß über die Folgen dieses Tages; doch beruhigte man sich endlich; denn auffallenderweise wurden nie mehr Nachforschungen über den Zusammenhang der Sache von den oberen Behörden angestellt, und die unzweifelhaft nachweisbare Saumseligkeit der Bürger-, Post- und Wagenmeister blieb ungeahndet. Vielleicht wollte man der gegen den beliebten Minister gerichteten Maßregel keine zu große Deffentlichkeit geben, um die Gemüther des Volks nicht noch mehr zu reizen.

* * *

Zwanzig Jahre nach den oben erzählten Vorfällen konnte man in dem Dorfe A... zwei schöne massiv gebaute Pachthöfe sehen. Bei beiden zeugte Alles von Wohlhabenheit, Fleiß und Ordnung. Die Gebäude waren weiß getüncht und die rothen Ziegeldächer glänzten schon von weitem. Vor jedem Wohngebäude war ein freundlicher Blumengarten, in welchem zwei große sorgsam gepflegte und beschnittene Lauben standen. Zwischen beiden Pachthöfen, doch etwas zurück, lag das herrschaftliche Schloß, ein altes, wohlerhaltenes Gebäude; alle drei bildeten einen Halbkreis.

Wer die durch das Dorf am Schlosse vorüberführende Landstraße passirte und jene drei Gebäude betrachtete, konnte keinen Augenblick zweifeln, daß die Bewohner derselben in angenehmer, freundlicher Verbindung mit einander standen.

Und so war es.

Das Schloß bewohnte der ehemalige Flüchtling, Minister von Stein, wenn er im Sommer einige Monate seines arbeitsvollen Lebens der Erholung widmete. Er hatte die Freude gehabt, sein Vaterland von der Herrschaft des Korsen befreit zu sehen. Er genoß mehr als je das Vertrauen des ganzen Volks.

In dem einen der Pachthöfe wohnte der frühere Wagenmeister von P...; das Lustschloß, das er vor der Thür des Gastwirths P. an jenem stürmischen Winterabende baute, ist jetzt zur Wirklichkeit geworden, doch durch ein besseres Mittel, als das war, welches er damals in Gedanken anwandte. Er hatte das Gütchen gegen einen mäßigen Zins in Erbpacht. Seine zehn Kinder lebten alle: der älteste Sohn sollte das Gut übernehmen, vier waren als tüchtige Handwerker versorgt und fünf Töchter verheirathet. Eine, die älteste, hatte der Nachbar im zweiten Pachthof zur Frau. Dieser Nachbar war aber Niemand anders, als der Postillon Niklas, welcher den Minister in jener Nacht nach W... gefahren. Er saß gleichfalls in Erbpacht.

Wenn man an schönen Sommerabenden an den Pachthöfen vorüberging, sah man immer beide Familien vor dem einen oder dem andern Wohnhause in der Laube versammelt, und oft war der Kreis zu einer gewissen Zeit im Jahre durch eine dritte Familie vermehrt — die des Ministers, welche sich gern unter jenen bewegte.

Der traulichen Unterhaltung eines solchen Abends verdanken wir unsere Erzählung.

Die Schwalbe.

Von R. Schulz.

„Wo Schwalben flattern, brüten und verweilen,
Ist lind und lieblich stets die Luft.“

Shakespeare.



Mit dem Osterfeste ist auch die Natur von ihrer Winterruhe erwacht. Mild wehen die Frühlingswinde über das Land, der vom Schnee gebleichte Rasen färbt sich grüner, Knospen schwellen an Baum und Strauch, lauter plätschern die Bächlein, an deren Ufer die schon zurückgekehrten Staare sich lustig umhertummeln, und jubelnd klettert die Lerche an ihren hellen Frühlingsliedern

in die klare, azurblaue Luft. Der Lenz scheint aller Orten seinen Einzug gehalten zu haben, aber noch traut der Landmann nicht dem heitern Himmel, denn der wahre Frühlingsbote, die Schwalbe, hat sich ja noch nicht eingestellt. Endlich kehrt sie von ihrer langen Winterreise zurück ins heimische Dorf, ins alte Nest. Wie jubelt Groß und Klein bei ihrem Anblick! Von Mund zu Mund tönt die frohe Kunde, und Aller Herzen schlagen höher, denn nun scheint es besiegelt zu sein, daß des Winters Macht gebrochen. Zwar kennt Jeder das Sprüchwort des Aristoteles, wonach eine Schwalbe noch keinen Sommer macht, aber der einen folgen andere und mit ihnen kehrt auch die schöne Jahreszeit mit ihrer Lust und Freude wieder. Deshalb ging in frühern Zeiten der westfälische Bauer mit seinem ganzen Hause der ersten Schwalbe entgegen, ja in Hessen war es gebräuchlich, daß die Ankunft derselben von der Ortsbehörde öffentlich bekannt gemacht wurde, eine Ehre, die keinem andern Vogel zutheil geworden.

Und selbst bei den gebildeten Völkern des Alterthums finden wir diese Sitte. Nicht bloß ihre Dichter besingen die Schwalbe als „Lenzverkündigerin“, sondern auch das Volk feiert ihre Ankunft. In dem klüftreichen Thracien, wo sie besonders heimisch gewesen zu sein scheint, ging ihr die Jugend entgegen und begrüßte sie mit lautem Piedererschall, eine Sitte, die sich noch bis

auf unsere Zeit in Griechenland erhalten hat, indem die Kinder am 1. März mit einer aus Holz geschnittenen Schwalbe bettelnd von Haus zu Haus ziehen und reichliche Gaben einheimfen. Auch auf der Insel Rhodus herrschte ein ähnlicher Gebrauch, den der weise Kleobul bei einer ausbrechenden Hungersnoth eingeführt haben soll. Selbst der nachdenkliche, ernste Schwede gibt sich der Freude hin, wenn er die erste Schwalbe erschaut.

Und in wie hohen Ehren steht die Schwalbe im deutschen Volksglauben! Sie ist der heilbringende, gefeierte Vogel. Wo sie ihr Nest aufschlägt, zieht gewiß Heil und Glück ins Haus, denn sie ist ja das „Herrgottsvoögelein“ und schützt vor Feuer und Blis. Niemand darf sie tödten und ihr kleines Haus zerstören, weil ihm sonst das Unglück auf den Fersen folgt. Der Himmelsstrahl zündet sein Haus an oder die anderen Schwalben speien auch Feuer auf dasselbe. Gönnt man ihnen jedoch die Ecken in der Fensternische und läßt sie sechs Jahre lang ungestört brüten, so lassen sie im Neste den Schwalbenstein zurück, der ein gepriesenes Heilmittel für allerlei Krankheiten ist und besonders wohlthuend bei Augenübeln wirkt. Es würde zu weit führen, wollten wir aller Züge der Verehrung im Volksglauben gedenken, denn es gibt kaum ein Thier, das derselbe über die Schwalbe zu stellen wüßte. Sie ist die wahre „Nebenbuhlerin der Nachtigall“, wie sie von dem gemüthvollen britischen Naturforscher Humphrey Davy genannt wird. Dem Araber ist sie sogar eine Botin des Paradieses, die einst den aus demselben vertriebenen ersten Menschen im Elend folgte. Auch der griechische Mythos umgibt die Schwalbe mit einer gewissen Ehrfurcht, denn hiernach ist der ruhelose Vogel die zungenlose Prokne, die unwissend ihren eigenen Sohn getödtet. Jammernd fliegt sie jetzt mit dem Blutmal auf der Brust umstär und ohne Raß umher, in langgezogenen Klagetönen ihren Schmerz offenbarend. Auch der Name, mit dem man in Peru dieses Thier bezeichnet (palomitas de santa Rosa, Täubchen der heiligen Rosa), deutet darauf hin, daß man die Schwalbe für ein überirdisches Wesen hält.

Selbst in der Geschichte hat die Schwalbe schon einmal eine

Rolle gespielt. Plinius berichtet von einer römischen Besatzung, welche von den Ligustinern eingeschlossen und von jedem Verfehrer mit der Außenwelt abgeschnitten war. Da mußte eine von ihren Jungen genommene Schwalbe Botendienste verrichten, wie man bei uns heute sich der Brieftauben bedient. Man sandte dem Fabius Pictor durch einen Ueberläufer eine Schwalbe mit der Weisung, er solle ihr an die Füße einen dünnen Faden knüpfen und durch Knoten angeben, an dem wievielten Tage er zum Entsatz erscheinen werde, damit die Eingeschlossenen zu gleicher Zeit einen Ausfall machen und so den Sieg erleichtern helfen könnten. Es geschah und die Ligustiner wurden abgeschlagen.*)

Doch kehren wir wieder zurück zu unseren eben ins Dorf gezogenen Sommergästen. Wie sicher wissen sie den Ort zu finden, der ihnen im letzten Jahr Brutplatz oder Wiege war! Ohne sich zu besinnen, fliegen sie zu dem bewußten Ort und begrüßen mit sichtbarer Freude und lautem Zwitschern das alte liebe Nest. Finden sie es noch unverletzt, so dauert es nicht lange und sie setzen das Häuschen wieder in wohnlichen Zustand. Der alte Koth wird daraus entfernt, etwa schadhast gewordene Stellen werden ausgebeffert und ein neues Polster wird für die junge Brut vorsorglich hergestellt. Junge Pärchen und diejenigen, deren Nest nicht mehr in brauchbarem Zustande sich befindet, schreiten zur Herrichtung einer neuen Heimstätte. Am liebsten suchen sie sich an den Wänden der Häuser solche Stellen aus, die einen Vorsprung haben und durch eine rauhere Fläche einen besseren Halt für ihren Bau bieten. Und wie geschickt wissen sie jeden Vortheil zu benutzen. Schon Shakespeare hebt dies hervor, wenn er Banquo im „Macbeth“ sprechen läßt:

„Kein Damm, kein Fries, kein Strebepfeiler ragt,
Und keine Ecke bietet Vortheil dar,
Den dieser Vogel nicht benützt, zu bilden
Sein hangend Lager, seiner Jungen Wiege.“

Jedermann, der nur irgend ein offenes Auge für das Leben und Wehen der Natur hat, wird wohl schon einmal Gelegenheit gefunden haben, die lieben Thierchen bei ihrem Nestbau zu be-

*) Majius, Naturstudien.

Ich hab's gewagt!

Wiewohl mein' fromme Mutter weint,
Da ich die Sach' hätt' g'fangen an:
Gott will sie trösten, es muß gahn,
Und sollt' es brechen auch vor'm End',
Will's Gott, so mag's nit werden g'wendt,
Drum will ich brauchen Füß' und Hand'.
Ich hab's gewagt!

U. Hutten.

Charles Robert Darwin, bahnbrechender Naturforscher der Gegenwart, Enkel des englischen Arztes und Naturforschers Erasmus Darwin (1731—1802). Chs. Darwin wurde am 12. Februar 1809 zu Shrewsbury geboren, bezog schon im Alter von 16 Jahren die Universität Edinburgh und 1827 Christ's College zu Cambridge, wo er, 22 Jahre alt, den ersten akademischen Grad erhielt. Am 27. Dezember desselben Jahres (1831) schloß er sich der Expedition des „Beagle“ (Dachshund) unter Kapitän Fitzroy als Naturforscher an und lernte mit derselben Südamerika und den großen Ozean kennen. Am 2. Oktober 1836 kehrte er nach England zurück. 1839 veröffentlichte er die wissenschaftlichen Ergebnisse seiner Reiseforschungen im „Journal of researches in natural history and geology“ (Tagebuch von Forschungen in Naturgeschichte und Geologie), welches 1845 vervollständigt unter dem Titel: „Voyage of a naturalist round the world“ (Reise eines Naturforschers um die Welt) erschien. 1842 zog er sich auf einen Landitz, Down bei Bromley in der Grafschaft Kent, zurück, wo er hauptsächlich seinen naturwissenschaftlichen Arbeiten lebte und nebenbei die Stellung eines Grafschaftsmagistrats bekleidete. Anfangs schrieb er außer seinem wissenschaftlichen Reisetagebuch geologische Werke, unter andern über den Bau und die Verbreitung der Korallenriffe; doch bewies er sich bald auch auf geologischen Gebieten als geschickter Untersucher und glücklicher Experimentator durch seine Forschungen über die der Ordnung der Weichthierkrebs angehörige Crustaceenfamilie der Cirripeden, einer Art kopf-, augen- und fühlloser, festhängender Meeresthiere. Dieser Arbeit folgten Untersuchungen über die Bewegungen der Schlingpflanzen, über den Dimorphismus und Trimorphismus (Zwei- und Dreigestaltung)

obachten. Sobald die junge Morgenjonne die letzten Schatten der Nacht vollständig vertrieben, sind beide Eltern mit Herbeischaffung des Materials beschäftigt. Die Pfütze dort liefert ihnen feuchte Erde genug, die sie in ihrem Schnabel zu einem bohnen-großen Klümpchen formen und zum Zwecke größerer Haltbarkeit mit Strohhalmlinchen und dem Speichel ihres Mundes vermischen. Sie kleben nun diese Masse an der Mauer fest, indem sie sich mit den Füßen an diese anklammern und den Schwanz als Stütze gebrauchen. In 12—14 Tagen sind sie mit dem Bau fertig, der etwa die Gestalt einer Halbkugel hat; doch wird die Form durch den Nistort sehr bedingt, indem die Schwalben alle ihnen gebotenen Vortheile gern wahrnehmen. Auf künstlerischen Ausschmuck des Außern legen sie kein großes Gewicht, aber recht wohnlich und behaglich statten sie das Innere aus. Federn, Wolle, Gras und Stroh tragen sie hinein, auf welche Unterlage Frau Schwalbe dann 4—6 milchweiße Eier legt, die sie ohne Hilfe des Männchens in circa 13 Tagen ansbrütet. Unterdeß ist das Männchen fleißig mit Herbeischaffung der Nahrung beschäftigt, was namentlich an trüben Tagen ihm viele Mühe verursacht, so daß dann oft das Weibchen auf kurze Zeit das Nest verlassen muß, um sich selbst Nahrung zu suchen.

Doch endlich ist die treue Elternliebe belohnt und fünf junge Schwälblein sperren unter lautem Zirpen die hungrigen Schnäbel auf. Unermüdet sind jetzt beide Eltern vom frühesten Morgen bis zum späten Abend mit Herbeischaffung der Nahrung beschäftigt, denn gar bittend tönen ihnen die zarten Stimmchen aus dem Neste entgegen. Bald wachsen die jungen Schwalben heran und sehnsüchtig schauen sie den davonfliegenden Eltern nach. Eins nach dem andern wagt sich auf den Rand des Nestes, flattert auch wohl auf die zunächstgelegene Ecke. Die liebende Mutter umkreist die Jungen und ermuntert sie zu einem Versuch. Und sieh, schon wagt sich das stärkste hinaus und folgt der Mutter, die in schnurgrader Linie dahinschießt und mit lautem Freudengeschrei diesen ersten Ausflug begrüßt. Die andern folgen zaghaft, fühlen aber die Kraft der Schwingen wachsen und bald treibt die ganze Familie vor unsern Augen ihr anmuthiges Spiel. (Schluß folgt.)

von Linum (Flachs), Lythrum (Weiderich) und Primula (Schlüsselblume) und über die Befruchtung der Orchideen durch Insekten. Alle diese als Spezialforschungen wichtige Arbeiten waren indeß nur die Vorstudien zu Darwin's epochemachendem Werke „On the origin of species by means of natural selection, or, the preservation of favoured races in the struggle of life“ (1859) (Von dem Ursprung der Arten durch Zuchtwahl oder die Erhaltung begünstigter Rassen in dem Kampfe ums Dasein), dem 1867 noch das Buch „Ueber das Variiren der Pflanzen und Thiere“, 1871 die „Abstammung des Menschen“, und in neuester Zeit „Ueber die insektenfressenden Pflanzen“ folgten. Indem sich Darwin den Formen der belebten Welt in derselben kritischen Wissenschaftlichkeit gegenüberstellte, wie allen anderen natürlichen Erscheinungen, gelang es ihm zuerst, die Entstehung der Arten bei den Lebewesen streng naturwissenschaftlich zu erklären und damit die Menschheit als die für unsern irdischen und geistigen Gesichtskreis höchste Entwicklungsstufe der Thierheit nachzuweisen.

Wie Darwin zu diesem unabsehbar wichtigen Resultate gelangen konnte, und was er, soweit das jetzt bestimmt werden kann, damit geleistet hat, darüber wird die „Neue Welt“ bei Gelegenheit in besonderer Abhandlung Rechenschaft zu geben suchen. Xz.

Sprüche aus dem Munde der Völker.

Gesammelt von F. J.

(Italienisch.)

Chi ha cervello di vetro, non vada a battaglia di sassi.

Haft du von Glase ein Gehirn,
So biet' dem Steinkampf nicht die Stirn.

Chi vuol che i cavalli non sudino, tengagli magri.

Dein Pferd vor'm bösen Schweigen zu bewahren,
Halt's nur fein mager, so bei Haut und Haaren.

Con la guerra, non sempre cessa l' odio.

Zum Frieden zwinget wohl ein letzter Sieg,
Doch Haß hat längres Leben als der Krieg.